

Urtexte – Carlowitz und die Quellen unseres Nachhaltigkeitsbegriffs

Original texts – Carlowitz and the sources of our concept of sustainability

Ulrich Grober

Zusammenfassung

Die UN-Konferenz Rio +20 hat im Sommer 2012 das Bekenntnis der Weltgemeinschaft zur Nachhaltigkeit als Leitbild erneut bekräftigt. Die Klärung und Schärfung dieses Konzepts bleibt eine wichtige Aufgabe. Dazu ist die Spiegelung des Begriffs in seinen historischen Quellen unabdingbar. Am Anfang der Begriffsbildung steht das vor 300 Jahren – 1713 – erschienene Buch „*Sylvicultura oeconomica*“ des sächsischen Kameralisten Carlowitz. Es thematisiert eine im 17. Jahrhundert europaweit prognostizierte Ressourcenkrise: den Holzmangel. Carlowitz war mit den in den deutschen Territorien, in England und Frankreich entwickelten Lösungsansätzen zur Bewahrung der Wälder vertraut. Die traditionelle Terminologie (pflegerisch, konservierend) bereichert er in seinem Buch durch den Ausdruck „nachhaltende Nutzung“ des Holzes. Die Verpflichtung dazu ergibt sich für Carlowitz aus der Verantwortung für die „Posterität“, die nachfolgenden Generationen. In Umrissen entwirft er bereits das Dreieck der Nachhaltigkeit. Sein Fokus auf das Nachwachsen, also auf die Fähigkeit von Ökosystemen zur Regeneration, rückt die Ökologie in den Kern des Nachhaltigkeitsdenkens.

1 Einleitung

Lässt sich unser moderner Nachhaltigkeitsdiskurs tatsächlich in einer 300 Jahre alten Quelle spiegeln – und umgekehrt? Und welchen Sinn hat das? Machen wir die Probe aufs Exempel.

Unter nachhaltiger Entwicklung verstehen wir heute eine Entwicklung, „welche die Bedürfnisse der gegenwärtigen Generation befriedigt, ohne die Fähigkeit zukünftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen“ (BRUNDTLAND 1987: 43).

So hatte der Brundtland-Bericht von 1987, der den modernen Begriff auf der globalen Ebene einführte, ihn definiert. In der „*Sylvicultura oeconomica*“ (Abb. 1) – erschienen 275 Jahre vorher, 1713 in Leipzig – ging es um „eine immerwährende Holtz=Nutzung“ (CARLOWITZ 1713, Untertitel) „zum Besten des gemeinen Wesens“ (= Gemeinwesen, U.G.) und „denen Nachkommen zum Besten“ (Widmung).

Im März 1972 wiederum heißt es in dem bahnbrechenden Bericht an den „Club of Rome“ über die „Grenzen des Wachstums“: „We are searching for a model output that represents a world system that is [...] **sustainable** without sudden and uncontrollable collapse“ (MEADOWS 1972: 158). Hier taucht das Wort „sustainable“ erstmalig in der neuen Bedeutung auf. Es geht um ein Modell für die Zukunft, das „nachhaltig“ ist, und das heißt: gegen einen „plötzlichen und unkontrollierbaren Kollaps“ gefeit.

Erst vor wenigen Monaten, im Vorfeld des UN-Gipfels Rio +20, bekräftigte die UN das Bekenntnis zu ihrem Leitbild: „Nachhaltige Entwicklung ist nicht optional. Sie ist der einzige Weg, der es der gesamten Menschheit erlaubt, ein gutes Leben auf diesem einzigartigen Planeten zu führen“. So der Generalsekretär von Rio +20, der chinesische Diplomat Sha Zukang.

Die „*Sylvicultura oeconomica*“ enthält sozusagen die Geburtsurkunde des Begriffs. Hier drückt das deutsche umgangssprachliche Wort „nachhalten“ zum ersten Mal den Gedanken des langfristig angelegten, verantwortungsbewussten Umgangs mit einer Ressource aus. Der Verfasser fragt, „wie eine sothane [= eine solche U. G.] Conservation und Anbau des Holtzes anzustellen/daß es eine kontinuierliche beständige und **nachhaltende** Nutzung gebe/weil es eine unentbehrliche Sache ist/ohne welche das Land in seinem Esse nicht bleiben mag“ (CARLOWITZ 1713: 105).

Die Parallelen sind frappierend: Wie der Brundtland-Report fordert der alte Text, die Selbstsorge der jetzigen Generation mit dem Gedanken der Vorsorge für die kommenden Generationen zu verknüpfen. Wie Sha Zukang erklärt er Nachhaltigkeit für „unentbehrlich“ („not optional“). Wie der Bericht an den „Club of Rome“ entwickelt er „Nachhaltigkeit“ als Gegenbegriff zu „Kollaps“, nämlich als das, was ein Land „in seinem Esse“ erhält.

Gewiss hat der moderne Begriff einen wesentlich größeren Umfang. Er zielt auf das große Ganze. „Sustainability“ gilt als universelles Prinzip für den Umgang mit allen Ressourcen, ja sogar für eine Transformation unserer gesamten Lebensweise, also der Muster, wie wir produzieren, konsumieren und zusammenleben. Für Carlowitz stand noch die „nachhaltende“ Nutzung der Ressource Holz im Vordergrund. Doch in den Tiefenstrukturen des Begriffs werden Zusammenhang und Kontinuität zwischen der „*Sylvicultura oeconomica*“ und unserem modernen Konzept sichtbar.

2 Der Wortschöpfer

Autor des Buches ist Hans Carl von Carlowitz (1645–1714, Abb. 2). Als sein Werk erschien, amtierte er als Oberberghauptmann in der sächsischen Stadt Freiberg. Als solcher war er Topmanager einer Bergbauregion von damals noch europäischem Rang. Lange Zeit war sein Name in unserem kulturellen Gedächtnis so gut wie vergessen. Wenn überhaupt von ihm die Rede war, dann in der Ahnengalerie der Forstzunft. Dort genoß er „als Autor des ersten rein forstlichen Buches“ eine gewisse Wertschätzung. Es ist die Karriere seiner Wortschöpfung, die ihn erst heute – 300 Jahre danach – zu einer kulturgeschichtlich hochinteressanten Figur macht. Was hat ihn zu seiner Leistung inspiriert und befähigt?



Abb. 1: Titelblatt des Buchs „Sylvicultura oeconomica“ von Hans Carl von Carlowitz (1713)

Fig. 1: Title page of the book: 'Sylvicultura oeconomica' by Hans Carl von Carlowitz (1713)



Abb. 2: Hans Carl von Carlowitz (1645–1714)

Fig. 2: Hans Carl von Carlowitz (1645–1714)

Geboren wurde Hans Carl von Carlowitz am 14. Dezember 1645 auf Burg Rabenstein bei Chemnitz. Erst ein Jahr zuvor hatte der Waffenstillstand zwischen Sachsen und Schweden die Kampfhandlungen des 30-jährigen Kriegs in der Region beendet. Die Überlebenden machten sich an den Wiederaufbau ihres verwüsteten Landes. Holz war dafür die Schlüsselressource – „requisitum primum“ (CARLOWITZ, Vorbericht).

Die Familie Carlowitz gehörte zum kursächsischen Uradel. Verfolgt man ihren Stammbaum zurück, so stellt man fest, dass seit mehreren Generationen das Management der Wälder im sächsischen Erzgebirge ihre Domäne gewesen war. Jagd, Forstwesen und Flößerei waren durch die Jahrhunderte eng verknüpft. Forstliche Angelegenheiten waren noch dem Jagdwesen untergeordnet oder blieben weitgehend unangetastet die Sache der bäuerlichen Dorfgemeinschaften, der

„Allmende“. Diese war streng reguliert und diente ausschließlich der „notturft“ der Markgenossen. Für die kursächsische Ökonomie war freilich seit dem „Berggeschrey“, dem Silberboom des 15. Jahrhunderts, die sichere Versorgung der erzgebirgischen Bergwerke sowie Schmelzhütten mit Holz und Holzkohle von strategischer Bedeutung. Diese Ressource war neben der Wasserkraft und – nicht zu vergessen – der menschlichen Muskelkraft der wesentliche Energieträger bei der Gewinnung, Förderung und Verhüttung der Erze. Über lange Zeiträume wurde die Holzversorgung primär als ein Transportproblem betrachtet. Der Transport aus den Wäldern mit jeweils hiebreifen Beständen in den Kammlagen zu den Silberstädten in den Ausläufern des Erzgebirges war vor allem Aufgabe der Flößerei. Noch Carlowitz' Vater war in Personalunion Landjägermeister, Oberforstmeister und Oberaufseher

der erzgebirgischen Flöße. Doch in den Jahrzehnten nach dem 30-jährigen Krieg spitzte sich die Ressourcenkrise zu – nicht nur in Kursachsen.

3 Eine europäische Perspektive

Die Problemlage war in vielen Regionen Europas ähnlich. Der wieder anwachsende Bevölkerungsdruck, die dadurch in Gang gesetzte Umwandlung von Wald in Ackerland, die lang andauernde Übernutzung der standortnahen Wälder durch den Erzbergbau oder durch energieintensive Manufakturen, wie z. B. Glashütten und Schiffswerften, führten zur Entwaldung ganzer Landstriche. Im Laufe des 17. Jahrhunderts verstärkte sich in den deutschsprachigen Territorien sowie darüber hinaus in den protoindustriellen Zentren und in den Hauptstädten Europas ein Kri-

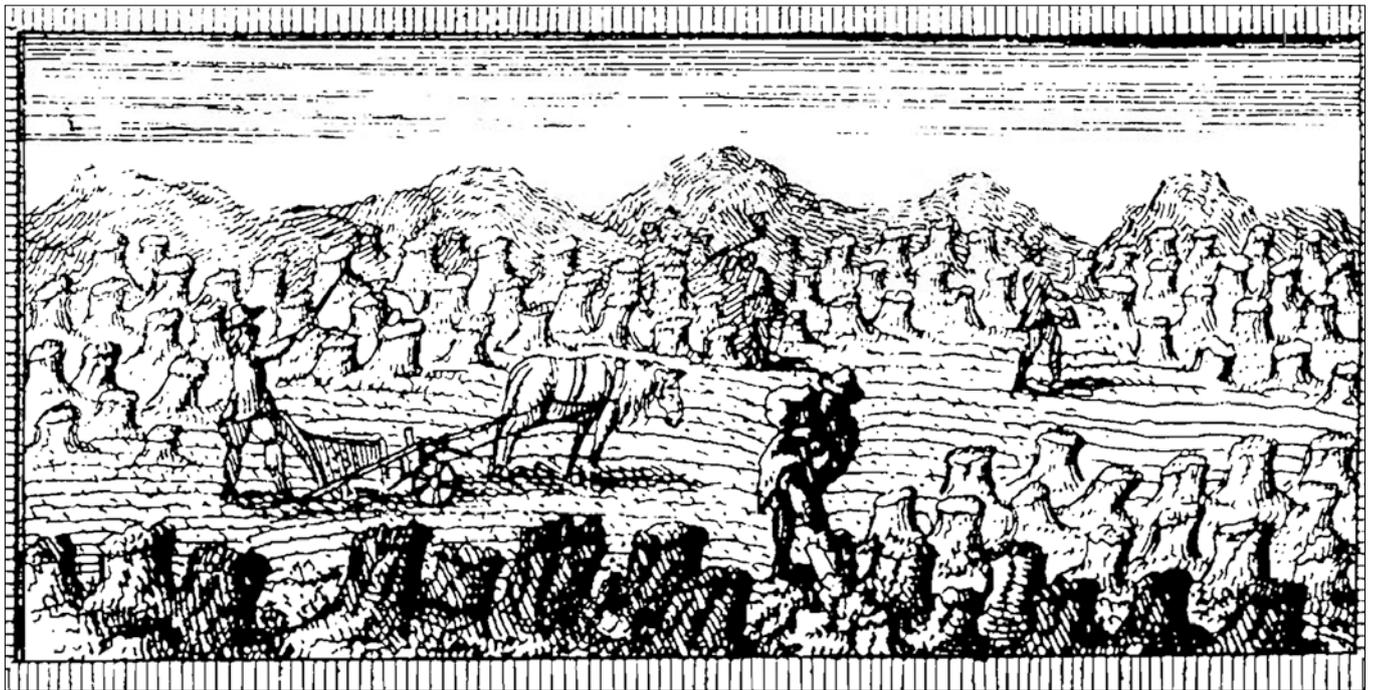


Abb. 3: Historischer Stich zum mittelalterlichen Holzverbrauch

Fig. 3: Historical print illustrating medieval timber consumption

sendiskurs, der sich latent bereits durch frühere geschichtliche Epochen auch anderer Kulturkreise hindurchgezogen hatte. Er drehte sich um die Ressource Holz, genauer gesagt um einen – wie Carlowitz formulierte – „prospicirten Holz-mangel“ (CARLOWITZ 1713, Untertitel). „Prospiciren“ signalisiert hier, dass es darum ging, eine für die Zukunft zu erwartende Krise vorzusehen und ihr vorzubeugen.

In einer langen Kette von Forstordnungen, Edikten, Pamphleten über den „einreissenden Holz-mangel“ bereitete sich die Carlowitz'sche Begriffsbildung vor. Im Fokus standen dabei nicht unbedingt aktuelle Versorgungsengpässe, sondern vielmehr die Sorge um die „liebe Posterität“ (CARLOWITZ), modern ausgedrückt: die „future generations“ (BRUNDTLAND-REPORT 1987).

Einen ungemein prägnanten Ausdruck fand diese Sorge 1661 in der Forstordnung der von „holzfressenden“ Siedesalinen (Abb. 3) geprägten bayerischen Stadt Reichenhall: „Gott hat die Wäldt [= Wälder U. G.] für den Salz-Quell erschaffen auf daß sie ewig wie er continuieren mögen/also solle der Mensch es halten: Ehe der alte ausgehet, der junge bereits wieder zum verhackhen hergewaxen ist“ (MEISTER U. OFFENBERGER 2004: 73). Der „ewige Wald“ sollte die „Stetigkeit“ der Holzversorgung für die nachfolgenden Generationen garantieren. Ein Denken in großen Zeiträumen bildet sich hier ab. Die Zeitbestimmung „ewig“ ist der sakralen Sprache entlehnt. Hier ist eine ethische, ja spirituelle Fundierung

von Ökonomie durch den Gedanken der Generationengerechtigkeit angelegt.

Diese Perspektive ist auch der zeitgenössischen Philosophie eingeschrieben. So fordert der niederländische Frühaufklärer Spinoza, „die Dinge unter einem Gesichtspunkt der Ewigkeit (sub aeternitatis specie) zu fassen“. Eine dementsprechende Vorstellungskraft und die Fähigkeit, in sehr langen Zeiträumen zu denken, fehlt heute – oft auch im Nachhaltigkeitsdiskurs.

Der unmittelbare Vorläufer von **nachhaltend** in der zeitgenössischen deutschen Terminologie ist **pfleglich**. Für Carlowitz war dieser Ausdruck ein „uralter Holz-Terminus“, der „in hiesigen Landen gebräuchlich“ sei. Er kannte dessen Verwendung in dem Standardwerk der Kameralwissenschaften seiner Zeit, dem „Teutschen Fürstenstaat“. Das Buch erschien 1656, ist also wenige Jahre älter als die Reichenhaller Forstordnung. Sein Autor, Veit Ludwig von Seckendorff, leitete zu der Zeit die „Cammer“, die Finanzbehörde, im thüringischen Herzogtum Sachsen-Gotha. In diesem kleinen, waldreichen Territorium versuchte Herzog Ernst der Fromme nach dem Kollaps des Landes im 30-jährigen Krieg einen lutherischen Modellstaat zu gründen. Sich selbst sah er in der Rolle des „guten haus-vaters“. Sein Programm war eine „reformatio vitae“, eine Lebensreform auf der Grundlage des Katechismus. „Die gehölte pfleglich brauchen“ bedeutet in Seckendorffs „Fürstenstaat“, sie „also zu handhaben, daß solche eine beständige reuvenüe auf lange jahre ge-

ben“. Es solle (diese Stelle zitiert CARLOWITZ 1713: 88) „über den ertrag der höltzer nicht gegriffen, sondern eine immerwährende beständige holtz=nutzung dem Herrn und eine beharrliche feuerung, auch andere holtz=nothdurfft, dem lande, von jahren zu jahren, bey ihrer zeit, und künfftig den nachkommen bleiben“ (SECKENDORFF 1656: 471).

Auf dieser Tradition „pfleglicher“ Holznutzung fußt die Argumentation von Carlowitz. Gegen den Raubbau am Wald setzt die „Sylvicultura oeconomica“ die eiserne Regel: „Daß man mit dem Holtz pfleglich umgehe“ (S. 87).

Carlowitz war mit der europäischen Diskussion dieser Problematik bestens vertraut. Auf Veranlassung der britischen Royal Society war 1664 in London John Evelyns (1620–1704) „Sylva“ erschienen (Abb. 4).

Der junge Carlowitz hielt sich zwei Jahre später, 1666/1667, im Rahmen seiner „grand tour“ durch Europa mehrere Monate lang in London auf. Angesichts seines Interesses für das Thema hat er das Buch mit Sicherheit wahrgenommen. In seinem eigenen Buch finden sich Belege für ein intensives Studium. Auch in England ging es um einen prognostizierten Mangel an Holz, der insbesondere den Schiffsbau des Landes und das „hölzerne Bollwerk Britanniens“, die Marine, bedrohe. Evelyn sah die Wälder des Landes als ein „unerschöpfliches Magazin“, aber nur wenn sie „pfleglich“ (with care) behandelt würden. Seine Formel dafür lautet: „Manage Woods discreetly.“ Das heißt: Die Wälder „unterscheidend“,

Regionale Nachhaltigkeit – die neuen Chancen der ländlichen Entwicklung

Regional sustainability – new prospects for rural development

Ulf Hahne

Zusammenfassung

Nachhaltigkeit als globaler Imperativ stellt hohe Anforderungen an Regeln und Übereinkünfte auf internationalem Level. Strenge Regeln zur Klima- und Ressourcenneutralität sowie Ziele zur Verteilungsgerechtigkeit harren noch immer der Umsetzung, die Millenniumsziele sind nur ein Beispiel dafür. Umso eher wird derzeit Regionen mit ihren handlungsbezogenen Governance-Regimen die Innovationskraft zugetraut, nachhaltige Entwicklungspfade zu realisieren. Auch wenn insgesamt erst wenige Ansätze aus dem fossilen Zeitalter weisen, zeigen doch viele Regionen ermutigende Wege eines klugen Zusammenspiels zwischen ökologischer, ökonomischer und sozialer Nachhaltigkeit.

1 Nachhaltigkeit als regionales Konstrukt

Nachhaltigkeit ist seinem forstwirtschaftlichen Ursprung nach ein regionsbezogenes Konzept. In der frühen Neuzeit suchten die absolutistischen Herrscher in Europas Regionen überall nach Quellen, ihren Reichtum zu mehren. Insbesondere die im Gestein verborgenen Rohstoffvorkommen in den Gebirgen – Metalle, Erze, Salze, Kaolin etc. – waren begehrt, um höfischen Lebensstil und militärischen Expansionsdrang finanzieren zu können. Voraussetzung für die Sicherung der Stollen und das Schmelzen der Erze waren nahe gelegene Holzvorräte. So lässt sich das Nachhaltigkeitsprinzip im Forstwesen als sinngemäße Forderung aus vielen Bergwerksordnungen weit vor dem 17. Jahrhundert herauslesen: Ohne gesicherte Holzzufuhr, ohne ein dauerhaft ertragsicherndes Wirtschaften im Forst war der gesamte Bergbau gefährdet (KRASCHESKI 2005). Raubbau musste unter allen Umständen verhindert werden, auch traditionelle Nutzungen der Wälder wurden daher gewaltsam unterbunden (GROBER 2010).

Die Formulierung des Nachhaltigkeitsprinzips bei CARLOWITZ (1713) wie seinen Vorläufern und Epigonen in der Forstwirtschaft ist demnach ein zutiefst ökonomisches Prinzip: Im Vordergrund steht der Erhalt des Ertrags, so dass eine ertragssteigernde Artenzusammensetzung des Forstes ein wichtiges Umbauprinzip des Waldes war. Auf Grund der Wachstumszeiträume der Bäume

war das Prinzip auf Langfristigkeit und Intergenerativität angelegt. Doch von Erhalt der Biodiversität, der Berücksichtigung angestammter Rechte Einheimischer und einer gleichberechtigten Behandlung der verschiedenen Aspekte der Nachhaltigkeit konnte nicht gesprochen werden.

2 Handlungsebene Region

Den Forstökonom war früh klar, dass sie nur in der näheren Region die Lösung ihres Ressourcenproblems erreichen konnten. Großräumige Transporte kamen – von der Begünstigung durch Flussläufe abgesehen – nicht in Frage. Somit standen schon am Beginn des neuzeitlichen Nachhaltigkeitsgedankens Regionen mit ihrem regional spezifischen Faktorangebot im Fokus des Handlungsinteresses. Auch heute wird die Lösung der Nachhaltigkeitsfrage nicht allein von globalen Vereinbarungen, sondern gerade auch vom regionalen und lokalen Handeln erwartet.¹ Neben die geforderte große Transformation (WBGU 2011) tritt der Umbau von unten mit vielen kleinen Transformationen auf lokaler und regionaler Ebene.

Von Regionen sollen die Innovationen ausgehen, durch dezentrale Lösungen tragfähige Modelle nachhaltigen Wirtschaftens für die postfossile Welt zu entwickeln und dabei zugleich für eine hohe Lebensqualität zu sorgen. Regionen sind groß genug, um durch soziale, kulturelle und wirtschaftliche Vielfalt Neuerungen hervorzubringen. Gleichzeitig

sind sie klein genug, um dichte Kommunikation zu ermöglichen und kleinräumige Arbeitsteilung zu erleichtern. Sie können außerdem neben allgemeinen auch solche Lösungen entwickeln, die auf ihre Bedingungen und Potenziale regionsspezifisch abstellen und hierdurch eigenständige Entwicklungspfade entwickeln. Diese eigenständigen Entwicklungspfade können Innovations- und Effizienzvorteile eröffnen, sie können aber auch veränderte Produktions- und Konsumtionspfade im Sinne des kulturellen Wegs der Nachhaltigkeit aufzeigen (PAECH 2005).

Ziel nachhaltiger regionaler Entwicklung ist die Konsistenz der regionalen Wirtschaftsweisen mit den ökologischen Schutz- und Vorsorgezielen sowie den Zielen der sozialen Gerechtigkeit. In Anlehnung an die Brundtland-Definition könnte hinzugefügt werden, dass nachhaltige regionale Entwicklung zugleich darauf achtet, die Bedürfnisbefriedigung anderer Regionen und künftiger Generationen nicht zu gefährden. Mehr und mehr Regionen verfolgen das Ziel, ihre soziale und wirtschaftliche Entwicklung mit dem Schutz der natürlichen Grundlagen, dem Erhalt von ökologisch, kulturell oder ästhetisch wertvollen Landschaften in Einklang bringen. Das Spektrum reicht heute von Regionen, die nach Klimaneutralität streben, über sich dezentral komplett mit regenerativen Energieträgern versorgende Regionen bis hin zu Regionen, welche ihre Wirtschaftskreisläufe den Zeitmaßen für die Nutzung erneuerbarer Ressourcen anzupassen versuchen.

1 So auch die Rio Agenda 21 in ihrem Kapitel 28.

Gute Beispiele können helfen, die Überzeugungskraft zu entfalten, dass nachhaltige Entwicklung die Menschen mitnimmt und neue Qualitäten erzeugt, auch wenn Veränderungen in Verhalten und Präferenzen der Menschen erforderlich werden. Akzeptanz kann nur erreicht werden, wenn Mitwirkung und Teilhabe in einem fairen Prozess der Kommunikation ermöglicht werden. Gerade auf regionaler Ebene kann dies gut gezeigt werden. Regionen sind Laboratorien von Zukunftslösungen für das Haushalten des Menschen auf dem Planeten Erde. Als dezentralen Experimentierstätten liegt ihre Chance darin, eigene Ideen und Wege zu verfolgen, um den Pfad fossil basierter Industrialisierung zu verlassen und die Möglichkeiten dezentraler Technologien und kleinräumiger Kreisläufe zu nutzen. Hier werden die Investitionen zum Energiesparen getätigt und Klimaentlastungsbeiträge erwirtschaftet, hier werden neue Modelle der Ressourceneffizienz und Stromoptimierung auf kurzen Wegen erprobt, und hier werden neue Bedarfe und nachhaltige Konsummuster entfaltet. Und schließlich müssen vor Ort die Innovationen entstehen, um die Ressourcenproduktivität zu erhöhen und die Lebensqualitäten zu verbessern.

3 Ansätze nachhaltiger Regionalentwicklung

Als Vorreiter und Beispielgeber für die Verbindung zwischen ökologischen und sozioökonomischen Zielen, die Einbettung der Ökonomie in die natürlichen Bedingungen sowie für erfolgreiche Kommunikationsanstrengungen zur Konsensfindung mit Bevölkerung und Akteuren gelten Großschutzgebiete und Biosphärenreservate (HAMMER 2003). Mit ihrer Zonierung (Abb.1) zeigen sie raumplanerische Möglichkeiten, im Kern den Schutzziele absolute Priorität einzuräumen, in den Pflegezonen anthropogene Nutzungsmöglichkeiten zuzulassen, die im Einklang mit den Schutzziele stehen, und in den Entwicklungszonen eine nachhaltige Bewirtschaftung der Ressourcen zu fördern und zu entwickeln (UNESCO 1996).

Da es sich häufig um attraktive Natur- und Kulturlandschaften handelt, war von Beginn an der Tourismus ein wirtschaftlicher Begleiter dieser Großschutzgebiete, auf ihn wird explizit in den gesetzlichen Bestimmungen (Naturerlebnis, Erholung, nachhaltiger Tourismus²) verwiesen. Ein aktives Management zur Ausrichtung der Ökonomie auf Ziele der Schutzgebietsentwicklung findet sich

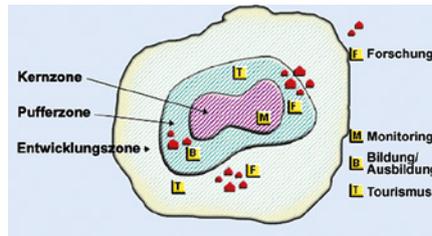


Abb. 1: Zonierungskonzept in den Biosphärenreservaten

Fig. 1: Concept of zonation in the biosphere reserves

jedoch erst in der jüngeren Zeit, die Betonung der ökonomischen Aspekte der Wertschöpfung kam erst vor kurzem hinzu (JOB et al. 2005).

Führt man den Zonierungsgedanken der Biosphärenregionen über die räumliche Grenze der Schutzgebiete weiter, könnte man leicht zu einer räumlichen Abfolge von Schutz- bis zu Schmutzlandschaften gelangen (KÜHN 1998; MOSE u. WEIXLBAUMER 2003). Notwendig im Sinne der Nachhaltigkeit wäre es aber, nicht nur in ausgewählten Vorzeigezonen Musterbeispiele nachhaltiger Entwicklung voranzutreiben, sondern auch in den bisherigen „Schmutzonen“ eine dauerhaft umwelt- und sozialgerechte Wirtschaftsentwicklung zu etablieren. Gute Beispiele für Ansätze nachhaltiger Regionalentwicklung finden sich auch in diesen Regionen. Sie sind verstärkt worden durch eine auf endogene Entwicklung setzende Regionalpolitik, die in den 1970er-Jahren in Europa ihren Ursprung genommen hat.

Mit den Strukturbrüchen und dem Aufleben der Umweltschutzbewegung in Europa in den 1970er-Jahren begann auch in der Regionalpolitik zur Entwicklung strukturschwacher, meist peripherer, ländlicher Regionen ein neues Denken, welches stärker die Eigenständigkeit und die (schonende) Nutzung der regionalen Ressourcen anstrebte an Stelle der bislang geförderten Entwicklung durch exogene Impulse (Infrastrukturausbau und Investitionen externen Kapitals). Die Umkehrung der exogenen zur eigenständigen Regionalentwicklung – periphery-inward-development an Stelle des „top-down-approach“ (STÖHR u. TAYLOR 1981) – führte 1979 zu einem ersten Förderprogramm in Österreich, das folgende Ziele formulierte:

- Verwendung regionaler Ressourcen,
- Produktdiversifizierung,
- sparsame, einfache, umweltfreundliche, menschenfreundliche Technologie,
- intelligente Produkte, Marktlücken,
- Imports substitution,

- Stärkung der regionalen und lokalen Mikroökonomie (BUNDESKANZLERAMT 1979).

Das österreichische Förderprogramm zur eigenständigen Regionalentwicklung und die Theorien endogener Entwicklung läuteten ein Umdenken in der Förderpolitik für strukturschwache Regionen ein: Sehr viel mehr wurde nun nach endogenen Potenzialen regionaler Entwicklung geschaut, und sehr viel stärker wurden die Bewohner als Akteure eines Transformationsprozesses einbezogen (HAHNE 1998). Schließlich gelangte der Ansatz der eigenständigen Regionalentwicklung auch in die europäische Regionalpolitik: Seit 1991 förderte die EU-Gemeinschaftsinitiative „LEADER“ modellhaft innovative Aktionen im ländlichen Raum. Lokale Aktionsgruppen erarbeiteten mit den Akteuren vor Ort maßgeschneiderte Entwicklungskonzepte für ihre Region. Ziel war es, die ländlichen Regionen Europas auf dem Weg zu einer eigenständigen, multisektoralen Entwicklung zu unterstützen (Abb.2). Seit der Förderperiode 2007–2013 ist LEADER als methodischer Ansatz im (damals neuen) Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums (ELER) verankert. Auch im nationalen Raum Deutschlands sind in der Nachfolge des österreichischen Beginns ähnliche Programme entstanden, erwähnt seien das hessische ländliche Regionalprogramm der Jahre von 1984 bis 1987, das Bundesprogramm Regionen aktiv (Jahre 2002–2007) sowie die Einführung eines LEADER-ähnlichen Konzepts in die Bund-Länder-Gemeinschaftsaufgabe „Verbesserung der Agrarstruktur und des Küstenschutzes“ mit den Fördermöglichkeiten für integrierte ländliche Entwicklungskonzepte (ILEK, seit 2005).

Letztlich hat sich die Idee endogener Regionalentwicklung als Paradigmenwechsel in Deutschland und Europa durchgesetzt (OECD 2006): Inhaltlich erfolgten sowohl eine fachliche als auch eine methodische Veränderung: Fachlich wird der Blick weg von den exogenen hin auf die endogenen Potenziale und auf mögliche ökonomische Verflechtungen in der Region (Wertschöpfungskettenansatz, Verbraucher-Erzeuger-Gemeinschaften etc.) gelenkt. Die methodische Neuerung besteht in der Erarbeitung der Entwicklungsstrategie durch die Menschen vor Ort. Ideenfindung durch viele und die Zusammenarbeit und Konsensfindung über Zukunftswege heißen die zentralen Punkte, die nichts an Aktualität eingebüßt haben.

2 Vgl. §§24, 26, 27 BNatSchG.



Abb. 2: Erfolgsfaktoren von Regionalinitiativen
(Graphik: Ulf Hahne, überarbeitet durch W. Kohlhammer GmbH/S. Mailänder)

Fig. 2: Factors determining the success of regional initiatives

Neue Governance-Elemente, wie die Etablierung eines Regionalmanagements zur Entfaltung regionaler Kräfte und die Bündelung von Akteuren in Netzwerken, fanden auch Aufnahme in die daneben fortgeführten traditionellen Programme der regionalen Wirtschaftsförderung. Bottom-up-Ansätze der aktivierenden Bürgerbeteiligung sind sowohl in städtebaulichen Programmen wie der Dorferneuerung oder den Stadtumbauprogrammen gelandet als auch explizit in neuere Entwicklungsprogramme zum Naturschutz aufgenommen worden, so z. B. bei PLENUM, dem „Projekt des Landes zur Erhaltung und Entwicklung von Natur und Umwelt in enger Zusammenarbeit mit der Bevölkerung“ in Baden-Württemberg. Als erstes Großschutzgebiet, das nicht top-down bestimmt wurde, sondern auf Initiative der einheimischen Bevölkerung entstand, gilt das Biosphärenreservat Entlebuch in der Schweiz (UNESCO-Anerkennung im Jahr 2001).

4 Nachhaltige Entwicklung auf freiwilliger Basis

Damit haben sich im Großschutzgebietsmanagement und bei eigenständiger Regionalentwicklung mehr oder weniger parallel typische Elemente eines Instrumentariums entwickelt, welche allgemein für das Einschwenken auf einen Nachhaltigkeitspfad hilfreich sein können. Als wichtigste

methodische Instrumente lassen sich nennen:

- Prozessbeteiligung der wichtigsten Akteure und der Bürger;
- Einigung auf Ziele und Handlungsschritte;
- Fixierung in einem regionalen Entwicklungskonzept bzw. Managementplan,
- Umsetzung durch professionelles Regionalmanagement bzw. Gebietsmanagement.

Beteiligungs- und Kommunikationsverfahren haben sich dabei als wichtige Prozessbausteine erwiesen, um Konflikte zwischen neuen Zielen und nicht passfähigen wirtschaftlichen Betätigungen zu vermindern. Analysen zur Akzeptanz von Großschutzgebieten in der Bevölkerung wie bei Schlüsselakteuren (Politiker, Wirtschaftsakteure) werden immer häufiger eingesetzt, um Fortschritte und Schwächen der Vorgehensweise erkennen zu können (z. B. HAHNE 2001; SIEBERATH 2008; LIEBECKE et al. 2008). In der eigenständigen Regionalentwicklung sind Bottom-up-Prozesse zentrales Element, auch wenn die Ausgestaltung der Beteiligungsintensität mit zunehmender Regionsgröße abnimmt und direkte Beteiligungsverfahren häufig durch eine Auswahl „relevanter“ Akteure ersetzt werden. Die Konstruktion von „Partnerschaften“ ist dabei ein grundlegendes Prinzip zur Einbindung dieser Akteure.

Wirtschaftliche Akteure lassen sich immer dann leichter für eine Zusammenarbeit oder auch eine Änderung ihrer Wirtschaftsweisen gewinnen, wenn ihnen neben Vergütungen für entgehende Gewinne auch alternative Entfaltungsmöglichkeiten geboten werden. So kann der Tourismus³ zu einem Unterstützer von Schutzgebietsausweisungen werden, weil ihm neue Zielgruppen (Naturschutzorientierte, Naturerlebnisorientierte, Bildungsreisende) erwachsen. Der Landwirtschaft bieten sich Ansätze, durch zertifizierte regionale Produkte neue Märkte zu entwickeln oder gemeinsam mit der Gastronomie eine regionaltypische Küche zu entfalten (Vorreiter hier: die Rhön).

Um Wirtschaftsunternehmen mit hohem Gästeaufkommen als Multiplikator für Informationen und Bildung zu nutzen, hat sich die Partner-Idee etabliert: Im Bereich von Gewässern werden Ausflugsschiffahrt und Fischer als Schutzgebiets-Partner gewonnen, teils konnten sogar freiwillige Umweltauflagen vereinbart werden (Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer; Abb. 3, S. 72). Auch andere Verkehrsunternehmen (Bus, Bahn) werden als umweltfreundliche Partner für Anreise und Transport vor Ort gewonnen. Viele Regionen, inzwischen auch Nationalpark-Regionen, zertifizieren Beherbergungsstätten und gastronomische Betriebe, bilden Ranger und Gästeführer aus. Nationalpark-Gastgeber erfüllen Umwelt- und Informationsstandards und unterstützen örtliche und regionale Zulieferer. Die Zusammenarbeit zwischen Landwirten und Gastronomen wie zwischen Landwirtschaft und Lebensmitteleinzelhandel, die Veränderung der gastronomischen Angebote durch regionale Produkte und die Rückkehr traditioneller Rezepte in modernem Gewand (gastronomischer Trend Nova-regio-Küche) – all dies sind bekannte Beispiele.

Ein weiterer Baustein tritt hinzu, wenn über die Rückkehr traditioneller Rezepte auch alte Nutz- und Haustierrassen sowie in Vergessenheit geratene Heil- und Nutzpflanzen geschützt werden. Damit trägt die Wirtschaft zum Schutz von Gemeingütern bei. Derartige Wertschöpfungsprozesse überzeugen auch die lokale Bevölkerung, über Lösungsmöglichkeiten mit gekoppeltem Nutzen für Umwelt und Wirtschaft nachzudenken. Vielfach wird dabei auch die Regionalisierung des Konsums debattiert und eine Stärkung regionaler Wirtschaftskreisläufe durch verändertes Konsumverhalten angeregt („Tu's hier“ – Werra-Meißner-Kreis).

³ Tourismus ist häufig genug auch Verursacher von Umweltverschmutzung und Gefährdungen der Schutzziele.